

Douglas Preston  
Lincoln Child

# **LABYRINTH**

Elixier des Todes

Ein neuer Fall für  
Special Agent Pendergast

Thriller

Aus dem Amerikanischen von  
Michael Benthack

**KNAUR** 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»Blue Labyrinth« bei Grand Central Publishing, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Vollständige Taschenbuchausgabe Februar 2017  
Knaur Taschenbuch

© 2014 by Splendide Mendax, Inc., und Lincoln Child

© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ralf Reiter

Illustration Totenkopf: Shutterstock/Tribalium

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH, München

Coverabbildung: FinePic®, München/shutterstock

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51495-5

*Lincoln Child widmet dieses Buch  
seiner Tochter Veronica*

*Douglas Preston widmet dieses Buch  
Elizabeth Berry und  
Andrew Sebastian*



Die herrschaftliche Beaux-Arts-Villa am Riverside Drive zwischen der 137. und 138. Straße war zwar sorgfältig gepflegt und in makellosem Zustand, aber sie wirkte unbewohnt. An diesem stürmischen Abend im Juni ging niemand unruhig auf dem Witwengang mit Blick auf den Hudson River auf und ab, kein gelblicher Lichtschein fiel aus dem Inneren durch die dekorativen Erkerfenster nach draußen. Das einzig sichtbare Licht drang aus dem Vordereingang und erhellte die Wagenauffahrt des Gebäudes.

Doch der äußere Schein kann trügen, manchmal absichtlich. Denn am Riverside Drive 891 lag das Stadthaus von FBI-Special Agent Aloysius Pendergast, und Pendergast war ein Mann, der größten Wert auf den Schutz seiner Privatsphäre legte.

In der vornehmen Bibliothek der Villa saß Pendergast in einem ledernen Ohrensessel. Obschon Frühsommer, war es ein windiger, kühler Abend, weshalb ein kleines Feuer im Kamin brannte. Pendergast blätterte in einem Exemplar des *Manyōshū*, einer alten und berühmten Sammlung japanischer Gedichte aus dem Jahr 750 n. Chr. Auf dem Tisch neben ihm standen ein kleiner *Tetsubin*, ein gusseiserner Teekessel, und eine zur Hälfte mit grünem Tee gefüllte Porzellantasse. Nichts störte seine Konzentration. Die einzigen Geräusche waren das gelegentliche Knistern in sich zusammenfallender Holzscheite und das Donnern hinter den geschlossenen Fensterläden.

Jetzt erklangen in der Empfangshalle leise Schritte, und im Durchgang zur Bibliothek erschien Constance Greene. Sie trug ein schlichtes Abendkleid. Ihre veilchenblauen Augen und die dunklen, zu einem altmodischen Bob frisierten

Haare hoben sich deutlich gegen ihren blassen Teint ab. In der einen Hand hielt sie ein Bündel Briefe.

»Die Post.«

Pendergast neigte den Kopf und legte das Buch beiseite. Constance setzte sich neben ihn. Nach seiner Rückkehr vom »Colorado-Abenteuer«, wie er es genannt hatte, wirkte er zumindest nach außen hin wiederhergestellt. Seit den schrecklichen Ereignissen im Vorjahr hatte seine Gemütslage sie in ängstliche Unruhe versetzt.

Sie fing an, den kleinen Stapel Briefe durchzusehen, und legte diejenigen Schreiben beiseite, die ihn nicht interessieren würden. Pendergast konnte es nicht leiden, sich mit alltäglichen Dingen zu beschäftigen. Eine alteingesessene, diskrete Anwaltskanzlei in New Orleans, die schon lange in Diensten der Familie stand, bezahlte die Rechnungen und verwaltete einen Teil seiner außergewöhnlich breitgefächerten Einkünfte. Ein ebenso ehrwürdiges New Yorker Bankhaus verwaltete die Investments, Stiftungen und den Grundbesitz. Zudem ließ er sich alle Briefe in ein Postfach zustellen, das Proctor, sein Chauffeur, Leibwächter und »Mädchen für alles«, in regelmäßigen Abständen leerte. Weil Proctor zurzeit Vorkehrungen für seinen Besuch bei Verwandten im Elsass traf, hatte Constance eingewilligt, sich um die postalischen Angelegenheiten zu kümmern.

»Hier ist ein Brief von Corrie Swanson.«

»Bitte öffne ihn.«

»Sie hat die Fotokopie eines Briefs des John Jay College beigefügt. Sie hat für ihre Diplomarbeit den Rosewell-Preis erhalten.«

»In der Tat. Ich war bei der Feier zugegen.«

»Corrie hat sich darüber bestimmt sehr gefreut.«

»Es kommt selten vor, dass eine Graduiertenfeier mehr als ein geisttötendes Einerlei aus Plattitüden und Verlogenheiten bietet, begleitet von den ermüdenden Klängen von

*Pomp and Circumstance.*« Pendergast trank einen kleinen Schluck Tee und erinnerte sich. »Diese hat mehr geboten.« Er neigte den Kopf, als sie den Brief beiseitelegte. Einen Monat vorher, am Vorabend von D'Agostas Hochzeit, hatte Pendergast für das Paar ein privates Dinner gegeben, das aus mehreren, von ihm selbst zubereiteten Gängen bestand, dazu gab es Raritäten aus seinem Weinkeller. Es war diese Geste gewesen, mehr als alles andere, die Constance davon überzeugt hatte, dass Pendergast von seinem kürzlich erlittenen emotionalen Trauma genesen war.

Sie überflog noch ein paar Briefe, dann legte sie die, die von Interesse waren, zur Seite und warf den Rest ins Feuer.

»Wie geht's mit deinem Projekt voran, Constance?«, fragte Pendergast und goss sich eine weitere Tasse Tee ein.

»Sehr gut. Erst gestern habe ich ein Paket aus Frankreich erhalten, vom Bureau Ancestre du Dijon. Ich versuche jetzt, die Informationen in das zu integrieren, was ich bereits aus Venedig und Louisiana gesammelt habe. Wenn du Zeit hast, würde ich dir gern einige Fragen zu Augustus Robespierre St. Cyr Pendergast stellen.«

»Das meiste, was ich weiß, stammt aus mündlicher Überlieferung innerhalb der Familie und ein paar geflüsterten Horrorgeschichten. Ich würde dich gern am Großteil davon teilhaben lassen.«

»Am Großteil? Ich hatte gehofft, dass du mir alles erzählst.«

»Ich fürchte, die Familie Pendergast hat Leichen im Keller, im buchstäblichen wie im übertragenen Sinne, die ich selbst vor dir verbergen muss.«

Seufzend erhob sie sich. Als Pendergast sich wieder seiner Gedichtlektüre widmete, verließ sie die Bibliothek, durchquerte die Empfangshalle mit den Museumsschränken voller Kuriositäten und betrat durch eine Durchgangstür einen langen, schummrigen Bereich, der mit nachgedunkel-

tem Eichenholz getäfelt war. Hauptmerkmal dieses Zimmers war ein Refektoriumstisch, der beinahe so lang war wie der Raum selbst. Auf dem nahen Ende des Tisches lagen Zeitschriften, alte Briefe, Volkszählungsunterlagen, vergilbte Fotografien und Kupferstiche, Gerichtsprotokolle, Lebenserinnerungen, Kopien von Zeitungsmikrofilmen sowie weitere Schriftstücke, allesamt zu ordentlichen Stapeln aufgereiht. Daneben stand ein Laptop-Computer, dessen Bildschirm in dem schummrigen Raum ein unpassendes Licht spendete. Mehrere Monate vorher hatte Constance es auf sich genommen, eine Ahnentafel der Familie Pendergast zu erstellen. Damit wollte sie sowohl die eigene Neugier befriedigen als auch Pendergast dabei helfen, aus seinen Grübeleien herauszukommen. Es war ein irrsinnig komplexes, äußerst ärgerliches und dennoch unendlich faszinierendes Unterfangen.

Am hinteren Ende des langgestreckten Zimmers, hinter einer Rundbogentür, lag die Eingangshalle, die zur Vordertür der Villa führte. Constance wollte gerade am Tisch Platz nehmen, als es laut klopfte.

Sie runzelte die Stirn. Sie empfingen nur selten Besucher am Riverside Drive 891 – und niemals ohne Voranmeldung.

Wieder ertönte vom Vordereingang lautes Klopfen, untermalt von leisem Donnerrollen.

Constance strich ihr Kleid glatt und ging bis ans Ende des Zimmers, durch die Rundbogentür und in die Eingangshalle. Die schwere Haustür bestand aus massivem Holz, einen Spion gab es nicht, und deshalb zögerte sie kurz. Als sie kein drittes Klopfen hörte, löste sie erst das obere, dann das untere Schloss und öffnete langsam die Tür.

Dort stand im Licht der Wagenauffahrt, sich als Silhouette abzeichnend, ein junger Mann. Seine blonden Haare waren nass und hingen am Kopf hinunter. Die regennassen

Gesichtszüge waren fein geschnitten und wirkten durch und durch nordisch, hinzu kamen eine hohe Stirn und ein markanter Mund. Er trug einen durchnässten Leinenanzug, der ihm schlaff am Körper herunterhing.

Der junge Mann war mit dicken Seilen gefesselt.

Erschrocken streckte Constance die Hand nach ihm aus. Doch die hervortretenden Augen nahmen keine Notiz von der Geste, sondern blickten unverwandt geradeaus.

Einen Moment lang blieb der Mann stehen und schwankte ganz leicht, wobei er in unregelmäßigen Abständen von Blitzen in ein grelles Licht getaucht wurde. Und dann fiel er um wie ein umstürzender Baum, langsam zuerst und dann schneller, ehe er mit dem Gesicht nach unten krachend auf die Türschwelle prallte.

Mit einem Aufschrei wich Constance zurück. Pendergast kam herbeigelaufen, dichtauf gefolgt von Proctor. Pendergast packte sie, zog sie zur Seite und kniete rasch neben den jungen Mann nieder. Er packte ihn an den Schultern und drehte ihn um, strich ihm die Haare aus den Augen und tastete den Puls, der unter der kalten Haut am Hals so offensichtlich nicht mehr schlug.

»Tot.« Seine Stimme klang leise und unnatürlich gefasst.

»O mein Gott«, sagte Constance mit brechender Stimme, »das ist dein Sohn Tristram.«

»Nein. Das ist Alban. Sein Zwilling.«

Nur einen Augenblick noch kniete er neben dem Leichnam, dann sprang er auf und entschwand blitzschnell und katzenhaft in den heulenden Sturm.

Pendergast spurtete zum Riverside Drive, blieb an der Ecke stehen und schaute die breite Straße in nördlicher und südlicher Richtung entlang. Inzwischen goss es in Strömen, es herrschte wenig Verkehr, und nirgends waren Fußgänger zu sehen. Sein Blick fiel auf das nächstgelegene Fahrzeug, etwa drei Blocks weiter südlich. Ein neuerer Lincoln Town Car, schwarz, wie man ihn zu Tausenden auf den Straßen von Manhattan sah. Weil das Licht am Nummernschild ausgeschaltet war, war das New Yorker Kennzeichen nicht vollständig zu entziffern.

Pendergast rannte hinter dem Auto her.

Es beschleunigte aber nicht, sondern fuhr mit derselben gemächlichen Geschwindigkeit weiter den Riverside Drive hinunter, überquerte an jeder Querstraße die auf Grün stehende Ampel und entfernte sich immer weiter. Die Ampeln sprangen auf Gelb, dann Rot. Doch das Fahrzeug setzte seine Fahrt fort, fuhr bei Gelb und bei Rot über eine Ampel, ohne schneller oder langsamer zu werden.

Pendergast zog sein Mobiltelefon heraus und tippte im Laufen eine Nummer ein. »Proctor, kommen Sie mit dem Wagen her. Ich laufe auf dem Riverside Drive Richtung Süden.«

Der Town Car war fast verschwunden, abgesehen von den beiden matten Hecklichtern, die im strömenden Regen verschwammen, aber als der Drive an der 126. Straße eine leichte Kurve machte, verschwanden auch diese.

Pendergast rannte weiter, setzte die Verfolgung in vollem Lauf fort, seine schwarze Anzugjacke flatterte hinter ihm her, der Regen peitschte ihm ins Gesicht. Ein paar Häuserblocks weiter sah er den Town Car erneut, diesmal stand er

an einer Ampel, hinter zwei anderen Autos. Noch einmal zog er sein Handy hervor und wählte.

»Revier sechszwanzig. Officer Powell.«

»Special Agent Pendergast, FBI. Ich verfolge gerade einen schwarzen Town Car, New Yorker Kennzeichen nicht identifiziert, fährt auf dem Riverside an der Ecke Hundertvierundzwanzigste in Richtung Süden. Fahrer steht unter Mordverdacht. Benötige Unterstützung, um Fahrzeug zu stoppen.«

»Nachricht erhalten«, lautete die Antwort. Und kurz darauf: »Wir haben einen Wagen in der Gegend, zwei Blocks weiter. Halten Sie uns auf dem Laufenden.«

»Außerdem Unterstützung aus der Luft«, sagte Pendergast, immer noch in vollem Lauf.

»Sir, wenn es sich bei dem Fahrzeugführer lediglich um einen Verdächtigen handelt ...«

»Es handelt sich um eine vorrangige Zielperson des FBI«, sagte Pendergast ins Handy. »Ich wiederhole, um eine *vorrangige Zielperson*.«

Kurze Pause. »Wir lassen den Vogel aufsteigen.«

Während Pendergast das Handy einsteckte, bog der Town Car unvermittelt um die Autos, die vor der roten Ampel standen, herum, fuhr über den Kantstein auf den Gehweg, pflügte im Riverside Park durch mehrere Blumenbeete, dass die Erde nur so aufspritzte, und raste schließlich in entgegengesetzter Richtung die Ausfahrtrampe zum Henry Hudson Parkway hinunter.

Abermals telefonierte Pendergast mit der Einsatzzentrale und brachte die Beamten auf den neuesten Stand, was den Standort des Fahrzeugs betraf, sofort danach rief er Proctor an, dann bog er in den Park, sprang über einen niedrigen Zaun und sprintete durch irgendwelche Tulpenbeete, den Blick auf die Rücklichter des Wagens geheftet, der auf der Ausfahrtrampe runter zum Parkway

schlitterte, wobei das Reifenquietschen bis zu ihm herüberwehte.

Mit einem Satz sprang er über die niedrige Steinmauer auf der anderen Seite der Ausfahrt, dann rannte und rutschte er die Böschung hinunter. Bei seinem Versuch, dem Fahrzeug den Weg abzuschneiden, spritzten Müll und Glasscherben in alle Richtungen. Er stürzte, rollte und rappelte sich auf; seine vom Regen durchnässte Brust hob und senkte sich, das weiße Hemd klebte an der Brust. Pendergast sah, wie der Town Car um 180 Grad wendete und auf der Ausfahrt auf ihn zugerast kam. Er griff nach seiner Les Baer, aber seine Hand schloss sich über einem leeren Holscher. Rasch blickte er sich auf der dunklen Böschung um, musste sich dann aber – als ein strahlend helles Licht über ihn hinwegstrich – zu Boden werfen. Kaum war der Wagen vorbeigefahren, rappelte er sich auf und schaute dem Fahrzeug hinterher, das im Hauptstrom des Verkehrs entschwand.

Kurz darauf näherte sich ein alter Rolls-Royce und bremsste scharf am Kantstein ab. Pendergast zog die hintere Tür auf und sprang in den Wagen.

»Folgen Sie dem Town Car«, sagte er zu Proctor und schnallte sich an.

Sanft beschleunigte der Rolls. Von hinten hörte Pendergast leise Polizeisirenen, aber die Streifenwagen waren zu weit weg und würden bei dem starken Verkehr zweifellos nicht rechtzeitig durchkommen. Aus einem Seitenfach zog er ein Polizeifunkgerät. Die Verfolgungsjagd nahm Tempo auf. Der Town Car wechselte die Spur und wich den anderen Wagen mit einer Geschwindigkeit von annähernd hundertfünfzig Stundenkilometern aus, noch während beide Fahrzeuge in einen Baustellenbereich hineinfuhren; Betonbarrieren säumten die Schnellstraße.

Im Polizeifunk herrschte Hochbetrieb, aber Proctor und

er waren die Verfolger, die am dichtesten dran waren. Der Heli war nirgends zu sehen.

Plötzlich zuckten aus den Fahrzeugen vor ihnen mehrere helle Blitze, denen augenblicklich der Knall von Schüssen folgte.

»Es wird geschossen!«, rief Pendergast in den offenen Kanal. Ihm war sofort klar, was passierte. Direkt voraus schleuderten mehrere Wagen unkontrolliert nach rechts und links, dazu zuckten die Mündungsblitze weiterer Schüsse auf. Dann ertönte ein *Rumms-Rumms-Rumms*: Einige Fahrzeuge fuhren mit hoher Geschwindigkeit aufeinander auf, was eine Kettenreaktion auslöste, so dass die Straße ziemlich schnell mit zischendem, zerbeultem Metall verstopft war. Außerordentlich gekonnt bremste Proctor den Rolls ab und versuchte mit einem Powerslide, den Wagen an der Kettenreaktion der Kollisionen vorbeizumanövrieren. Der Rolls prallte schräg gegen eine Betonabsperrung, wurde auf die Fahrbahn zurückgeschleudert und von hinten von einem Fahrzeug gerammt, das, begleitet von ohrenbetäubendem metallischem Krachen, in den stehenden Verkehr hineinraste. Pendergast wurde auf dem Rücksitz erst nach vorn geschleudert, heftig gebremst vom Sicherheitsgurt, dann wieder nach hinten. Etwas benommen hörte er das Zischen von Dampf, Schreie und Bremsenkreischen und weitere krachende Zusammenstöße. Die Autos fuhren weiter aufeinander auf, das Ganze untermalt vom anschwellenden Chor von Polizeisirenen und jetzt, endlich, dem *Flapp-Flapp-Flapp* von Hubschrauberrotoren. Nachdem Pendergast eine Schicht Glassplitter abgeschüttelt hatte, bemühte er sich, seine Benommenheit loszuwerden und den Sicherheitsgurt zu lösen. Er beugte sich vor, um sich Proctor genauer anzusehen.

Proctor war bewusstlos, der Kopf blutig. Pendergast tastete nach dem Funkgerät, wollte Hilfe rufen, aber da wurden

die Türen schon aufgezogen. Sanitäter drängten sich ins Wageninnere, Hände packten ihn.

»Fassen Sie mich nicht an. Kümmern Sie sich um ihn.«

Pendergast riss sich los und rannte hinaus in den strömenden Regen, wobei noch ein paar mehr Glasscherben von ihm abfielen. Geradeaus sah er das undurchdringliche Gewirr von Autos, das Meer von Blaulichtern und hörte die Rufe der Sanitäter und Polizisten und das Flappen des nutzlos kreisenden Hubschraubers.

Der Town Car war längst verschwunden.

Mit einem Magister in klassischer Philologie, den er an der Brown University gemacht hatte, und als ehemaliger Umweltaktivist war Lieutenant Peter Angler kein typischer Polizist des New York Police Department. Es gab allerdings gewisse Eigenschaften, die er mit seinen Kollegen teilte. Es gefiel ihm, seine Fälle schnell und sauber zu lösen, und auch, die Täter hinter Gittern zu sehen. Derselbe unbeirrbar Antrieb, der ihn dazu gebracht hatte, 1992, im zweiten Studienjahr, *Der Peloponnesische Krieg* von Thukydides zu übersetzen und sich an Redwood-Baumriesen anzuketten – was die Holzfäller mit ihren Kettensägen später im selben Jahrzehnt zur Verzweiflung treiben sollte –, führte außerdem dazu, dass Angler bereits im Alter von sechsunddreißig Jahren zum Lieutenant-Commander Detective Squad aufgestiegen war. Er führte seine Ermittlungen gleich militärischen Feldzügen, wobei er sicherstellte, dass die ihm unterstellten Detectives ihren Pflichten gründlich und präzise nachkamen. Die Ergebnisse, die eine solche Strategie erzielte, machten Angler stolz.

Und genau deswegen bereitete ihm sein derzeitiger Fall so heftige Magenschmerzen.

Zugegeben, der Fall war nicht mal vierundzwanzig Stunden alt, und sein Team traf auch keinerlei Schuld daran, dass es kaum Fortschritte gab. Alles war vorschriftsmäßig abgearbeitet worden. Die Ersthelfer hatten den Tatort gesichert, Aussagen aufgenommen, die Zeugen so lange festgehalten, bis die Leute von der Spurensicherung vor Ort eintrafen. Diese Ermittler wiederum hatten den Tatort gründlich bearbeitet, Beweismaterial gesucht, begutachtet und gesammelt. Sie hatten eng mit den Tatortleu-

ten zusammengearbeitet, dem Fingerabdruckteam, den forensischen Ermittlern, den Fotografen und dem Rechtsmediziner.

Nein, seine Unzufriedenheit beruhte auf dem ungewöhnlichen Charakter des Verbrechens selbst ... und, ironischerweise, dem Vater des Verstorbenen, einem Special Agent des FBI. Angler hatte eine Abschrift der Aussage gelesen, die bemerkenswert war wegen ihrer Kürze und ihrem Mangel an hilfreichen Informationen. Zwar hatte der Mann streng genommen das Tatortteam nicht behindert, doch er war auffälligerweise nicht bereit gewesen, seine Leute außerhalb des Tatorts in sein Haus zu lassen – was so weit ging, dass ein Beamter nicht mal das Klo benutzen durfte. Natürlich war das FBI nicht offiziell mit dem Fall befasst, aber Angler war bereit gewesen, dem Mann Einblick in die Fallakte zu gestatten, sollte dieser es wünschen. Allerdings hatte der Agent kein entsprechendes Ersuchen gestellt. Hätte Angler es nicht besser gewusst, er hätte fast vermutet, dass dieser Pendergast gar nicht wollte, dass der Mörder seines Sohnes gefasst wurde.

Was auch der Grund dafür war, dass er sich entschlossen hatte, den Mann selbst zu befragen, und zwar – er sah auf seine Uhr – in exakt einer Minute.

Und genau eine Minute darauf wurde der Agent in sein Büro hereingeführt. Der Mann, der ihn begleitete, war Sergeant Loomis Slade, Anglers »rechte Hand«, persönlicher Assistent und oft auch Diskussionspartner. Mit geübtem Blick nahm Angler die hervorstechenden äußeren Merkmale des Besuchers wahr: hochgewachsen, hellblondes Haar, pastellblaue Augen. Der schwarze Anzug und eine dunkle Krawatte mit dezentem Muster vervollständigten das asketische Äußere. Das war kein typischer FBI-Agent. Beim Gedanken an seine Wohnsitze – die Wohnung in Dakota, die Riesenvilla am Riverside Drive, vor der man

die Leiche deponiert hatte – entschloss sich Angler jedoch, seine Verwunderung zu verbergen. Er bot dem Besucher einen Stuhl an, dann setzte er sich wieder hinter seinen Schreibtisch. Sergeant Slade nahm in einer der hinteren Ecken Platz, hinter Pendergast.

»Agent Pendergast. Danke, dass Sie gekommen sind.«

Der Mann im schwarzen Anzug neigte kurz den Kopf.

»Zunächst möchte ich Ihnen mein herzliches Beileid aussprechen.«

Der Agent gab keine Antwort. Im Grunde wirkte er gar nicht wie ein Hinterbliebener. Mehr noch, er verzog keine Miene. Seine Gesichtszüge waren nicht zu deuten.

Anglers Büro unterschied sich von denen der meisten Lieutenants der New Yorker Polizei. Gewiss, es beherbergte jede Menge Akten und Stapel mit Ermittlungsberichten und Protokollen. Doch an den Wänden hingen statt Auszeichnungen und Fotos mit Vorgesetzten ein Dutzend gerahmte alte Landkarten. Denn Angler war ein leidenschaftlicher Sammler von Karten. Normalerweise fühlten sich die Besucher sofort zu der Seite aus dem *Französischen Atlas* von LeClerc aus dem Jahr 1631 hingezogen, dem Druck 58 aus Ogilbys *Britannia Atlas*, der die Straße von Bristol nach Exeter zeigte, oder auch – sein Ein und Alles – der vergilbten, unvollständigen Seite aus der *Peutingerschen Tafel*, nach der Ausgabe von Abraham Ortelius. Doch Pendergast schenkte der Sammlung nicht mal einen flüchtigen Blick.

»Ich möchte auf Ihre Eingangsbemerkung zurückkommen, wenn Sie gestatten. Wobei ich gleich hinzufügen sollte, dass ich Ihnen einige peinliche und peinigende Fragen stellen muss. Dafür entschuldige ich mich im Voraus. Aber angesichts Ihrer Erfahrungen in Strafermittlungsverfahren haben Sie sicherlich Verständnis dafür.«

»Selbstverständlich«, entgegnete der Agent. Er sprach mit

einem weichen Südstaatenakzent, hinter dem sich aber auch etwas Hartes, Metallisches verbarg.

»Diese Straftat hat mehrere Aspekte, die ich offen gestanden verwirrend finde. Laut Ihrer Aussage und der Ihres ...«, kurzer Blick auf den Bericht auf seinem Schreibtisch, »... Mündels Miss Greene klopfte es gestern Abend gegen zwanzig Minuten nach neun an der Tür Ihres Hauses. Als Miss Greene öffnete, fand sie Ihren Sohn mit dicken Seilen gefesselt vor der Tür liegend vor. Sie vergewisserten sich, dass er tot war, und verfolgten einen Town Car auf dem Riverside Drive Richtung Süden, während sie Neun-Eins-Eins anriefen. Richtig?«

Agent Pendergast nickte.

»Was hat Sie veranlasst zu glauben – zunächst jedenfalls –, dass der Mörder in diesem Wagen saß?«

»Es handelte sich um das einzige Fahrzeug, das sich zu jenem Zeitpunkt in Bewegung befand.«

»Sie sind also nicht auf den Gedanken gekommen, dass der Täter sich irgendwo auf Ihrem Grundstück aufgehalten haben und auf irgendeinem anderen Weg geflüchtet sein könnte?«

»Das Fahrzeug ist mehrfach bei Rot über eine Kreuzung gefahren, über einen Gehweg und durch ein Blumenbeet gerast, auf einer Ausfahrtrampe auf den Parkway gebogen und hat ein illegales 180-Grad-Wendemanöver vollzogen. Anders ausgedrückt: Es hat den recht überzeugenden Eindruck vermittelt, dass es sich der Verfolgung zu entziehen versuchte.«

Die leicht ironische Erwiderung verärgerte Angler.

Pendergast redete weiter. »Darf ich fragen, warum der Polizeihubschrauber so spät eingetroffen ist?«

Angler ärgerte sich noch mehr. »Er ist nicht verspätet eingetroffen, sondern fünf Minuten nach dem Anruf. Das ist ziemlich gut.«

»Aber nicht gut genug.«

Weil er die Kontrolle über die Befragung zurückgewinnen wollte, sagte Angler, und zwar in deutlich schroffem Ton, als er beabsichtigt hatte: »Kommen wir auf das eigentliche Verbrechen zurück. Trotz einer sorgfältigen Überprüfung der Nachbarschaft haben meine Detectives keine Zeugen gefunden – außer denen am West Side Highway, die den Town Car gesehen haben. Es gibt keinerlei Hinweise auf Gewaltanwendung, keine Drogen oder Alkohol im Blut Ihres Sohnes. Er verstarb nach einem Genickbruch, fünf Stunden bevor Sie ihn gefunden haben. Zumindest ist dies die vorläufige Einschätzung, bis er zur Obduktion kommt. Laut Aussage von Miss Greene brauchte sie fünfzehn Sekunden, um auf das Klopfen zu reagieren. Also haben wir einen Mörder – oder mehrere Mörder –, der Ihren Sohn umbringt, ihn fesselt – nicht unbedingt in dieser Reihenfolge – und Ihnen vor die Haustür legt, wobei die Totenstarre bereits eingesetzt hat; der an Ihrer Tür klingelt; sich wieder in den Town Car setzt und es schafft, mehrere Häuserblocks weit zu fahren, ehe Sie sich selbst an die Verfolgung machen konnten. Wie konnte der Mörder – oder die Mörder – derart schnell agieren?«

»Das Verbrechen wurde fehlerfrei geplant und ausgeführt.«

»Nun, das mag sein, aber könnte es nicht sein, dass Sie unter Schock standen – was angesichts der Umstände völlig verständlich wäre –, und nicht so schnell reagierten, wie Sie in Ihrer Aussage angedeutet haben?«

»Nein.«

Angler dachte über die knappe Antwort nach. Er blickte zu Sergeant Slade, der wie üblich so reglos wie ein Buddha da saß, und dann wieder zu Pendergast. »Dann hätten wir da noch den, ähm, dramatischen Charakter der Straftat

selbst. Mit Seilen gefesselt, Ihnen vor die Tür gelegt – das hat durchaus gewisse Merkmale eines Bandenmords. Was mich zu meinen wesentlichen Fragestellungen bringt, und wieder bitte ich um Entschuldigung, dass einige Fragen aufdringlich oder beleidigend wirken. War Ihr Sohn in irgendwelche Bandenaktivitäten verstrickt?«

Agent Pendergast erwiderte Anglers Blick mit dem gleichen ausdruckslosen, undeutbaren Gesichtsausdruck. »Ich habe keine Ahnung, in was mein Sohn verwickelt war. Wie ich in meiner Aussage angedeutet habe, hatten mein Sohn und ich uns voneinander entfremdet.«

Angler schlug eine Seite in dem Bericht um. »Die Spurensicherung und mein eigenes Team haben den Tatort genau in Augenschein genommen. Der Tatort war insofern bemerkenswert, da sich dort keinerlei offensichtliche Beweise befanden. Wir haben keine Fingerabdrücke gefunden, weder ganze noch partielle, abgesehen von denen Ihres Sohnes. Keine Haare, keine Fasern, wiederum abgesehen von denen Ihres Sohnes. Seine Kleidung war brandneu und von der einfachsten Art, obendrein war sein Leichnam sorgfältig gewaschen und angekleidet worden. Wir haben auf der Schnellstraße keine Patronenhülse gefunden, da die Schüsse aus dem Fahrzeug heraus abgefeuert wurden. Kurz: Die Täter waren mit den Ermittlungstechniken eines Tatorts vertraut und haben außergewöhnlich sorgfältig darauf geachtet, keinerlei Spuren zu hinterlassen. Sie wussten genau, was sie taten. Ich bin neugierig, Agent Pendergast: Wie erklären Sie sich etwas Derartiges aus Ihrer Sicht als Bundespolizist?«

»Auch hier möchte ich lediglich wiederholen, dass es sich offensichtlich um ein minutiös geplantes Verbrechen handelt.«

»Dass der Leichnam vor Ihrer Haustür abgelegt wurde, deutet darauf hin, dass die Täter Ihnen eine Botschaft sen-

den wollten. Irgendeine Idee, wie diese Botschaft lauten könnte?«

»Ich sehe mich außerstande, hierüber zu spekulieren.«

*Außerstande, hierüber zu spekulieren.* Angler musterte Agent Pendergast. Er hatte schon viele Eltern befragt, die nach dem Verlust ihres Kindes niedergeschmettert waren. Es war gar nicht ungewöhnlich, dass die Hinterbliebenen wie betäubt waren, unter Schock standen. Ihre Antworten auf seine Fragen waren oftmals zögernd, unzusammenhängend, unvollständig. Aber Pendergast war ganz anders. Er war offenkundig im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte. Es war, als ob er gar nicht kooperieren wollte oder keinerlei Interesse daran hätte.

»Dann lassen Sie uns über das, ähm, Geheimnis Ihres Sohnes sprechen«, sagte Angler. »Der einzige Beweis, dass er tatsächlich Ihr Sohn ist, ist Ihre diesbezügliche Aussage. Er befindet sich in keiner der Datenbanken der Strafverfolgungsbehörden, in denen wir nachgeschaut haben, weder in der CODIS noch der IAFIS oder der NCIC. Wir haben keine Erfassung seiner Geburt gefunden, keinen Führerschein, keine Sozialversicherungsnummer, keinen Reisepass, keinen Bildungsgang und kein Einreisevisum in dieses Land. Er hatte nichts in den Taschen. Vorbehaltlich des DNA-Abgleichs mit unserer Datenbank scheint es nach allem, was wir erfahren haben, so zu sein, dass Ihr Sohn im Grunde nie existiert hat. In Ihrer Aussage haben Sie zu Protokoll gegeben, dass er in Brasilien geboren und kein US-Staatsbürger sei. Aber er ist auch kein brasilianischer Staatsbürger, denn er ist in diesem Land nirgendwo erfasst. Die Stadt, von der Sie sprachen, scheint nicht zu existieren, zumindest offiziell. Es gibt keinerlei Anhaltspunkte dafür, dass er Brasilien verlassen oder in die USA eingereist ist. Wie erklären Sie sich das alles?«

Agent Pendergast schlug langsam ein Bein über das andere. »Das kann ich nicht erklären. Wie ich bereits in meiner Aussage erwähnt habe, ist mir die Existenz meines Sohnes – beziehungsweise der Umstand, dass ich einen Sohn habe – erst vor anderthalb Jahren zur Kenntnis gelangt.«

»Und sind Sie ihm damals begegnet?«

»Ja.«

»Wo?«

»Im brasilianischen Dschungel.«

»Und seither?«

»Habe ich ihn weder gesehen noch mit ihm kommuniziert.«

»Wieso nicht? Warum haben Sie denn nicht den Kontakt mit ihm gesucht?«

»Wie gesagt, wir hatten uns voneinander entfremdet.«

»Weshalb genau kam es zu dieser gegenseitigen Entfremdung?«

»Weil unsere Persönlichkeiten unvereinbar waren.«

»Können Sie etwas zu seinem Charakter sagen?«

»Ich habe ihn kaum gekannt. Er hat Gefallen an böartigen Spielchen gefunden. Er verstand sich wie kein anderer darauf, Menschen zu verhöhnen und zu demütigen.«

Angler holte tief Luft. Diese Nicht-Antworten gingen ihm allmählich auf die Nerven. »Und seine Mutter?«

»Meiner Aussage ist zu entnehmen, dass sie kurz nach seiner Geburt verstorben ist, in Afrika.«

»Richtig. Der Jagdunfall.« Auch an dieser Sache stimmte irgendetwas nicht, aber er konnte sich ja nicht mit allen Absurditäten gleichzeitig befassen. »Kann es sein, dass Ihr Sohn in irgendwelchen Schwierigkeiten steckte?«

»Daran habe ich keinerlei Zweifel.«

»Was für Schwierigkeiten?«

»Ich habe keine Ahnung. Er besaß die herausragende Fä-

higkeit, auch mit den größten Schwierigkeiten fertigzuwerden.«

»Woher wissen Sie, dass er in Schwierigkeiten steckte, ohne zu wissen, von welcher Art diese waren?«

»Weil er ausgeprägte kriminelle Neigungen besaß.«

Das Gespräch drehte sich im Kreis. Angler hatte das unabweisbare Gefühl, dass Pendergast nicht nur kein Interesse daran hatte, der New Yorker Polizei dabei zu helfen, den Mörder seines Sohnes zu fassen, sondern vermutlich auch noch Informationen zurückhielt. Aber warum tat er das? Es gab keine Garantie, dass es sich bei der Leiche um Pendergasts Sohn handelte. Sicher, es bestand eine bewerkenswerte Ähnlichkeit. Aber nur Pendergast hatte ihn identifiziert. Es wäre interessant zu sehen, ob die DNA des Opfers in der Datenbank irgendwelche Treffer ergab. Außerdem wäre es einfach, seine DNA mit Pendergasts abzugleichen – die ja, da er FBI-Agent war, bereits gespeichert war.

»Agent Pendergast«, sagte Angler in kühlem Tonfall. »Ich muss Sie noch einmal fragen: Haben Sie eine Ahnung, eine Vermutung, irgendeinen Anhaltspunkt hinsichtlich der Frage, wer Ihren Sohn ermordet hat? Irgendwelche Informationen über die Umstände, die möglicherweise zu seinem Tod geführt haben? Irgendeinen Hinweis darauf, warum sein Leichnam vor Ihrer Tür abgelegt worden ist?«

»Dem, was in meiner Aussage steht, habe ich nichts hinzuzufügen.«

Angler schob den Ermittlungsbericht von sich weg. Aber das hier war erst die erste Runde. Er war noch lange nicht fertig mit diesem Mann. »Ich weiß nicht, was merkwürdiger ist, die genauen Umstände des Mordes, Ihre Nicht-Reaktion darauf oder der Nicht-Hintergrund Ihres Sohnes.« Pendergast verzog keine Miene und sagte: »O schöne neue Welt, die solche Bürger trägt.«

»Sie ist dir neu«, gab Angler zurück.

Woraufhin Pendergast zum ersten Mal überhaupt Interesse an dem Gespräch zeigte. Seine Augen weiteten sich ganz leicht, und er schaute den Detective mit einer Art Neugier an.

Angler beugte sich vor und setzte die Ellbogen auf den Schreibtisch. »Ich denke, das wär's einstweilen, Agent Pendergast. Lassen Sie mich daher zum Abschluss einfach Folgendes sagen: Es mag ja sein, dass *Sie* nicht wollen, dass der Fall aufgeklärt wird. Aber er wird gelöst werden, und ich bin der Mann, der das bewerkstelligt. Ich werde in dem Fall so weit ermitteln, wie er mich führt, wenn nötig, bis vor die Tür eines gewissen unkooperativen FBI-Agenten. Haben wir uns verstanden?«

»Ich habe nichts anderes erwartet.« Pendergast stand auf, nickte Slade zu, zog die Tür auf und verließ das Büro, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Zurück am Riverside Drive, schritt Pendergast zielstrebig durch die Eingangshalle in die Bibliothek. Dort ging er zu den hohen Bücherregalen mit den in Leder gebundenen Büchern und zog ein Holzpaneel so beiseite, dass ein Laptop-Computer zum Vorschein kam. Indem er schnell tippete und, wenn nötig, Passwörter eingab, verschaffte er sich zuerst Zugang zu den Servern der New Yorker Polizei mit den Ermittlungsakten und dann zur Datenbank mit den ungelösten Mordfällen. Er notierte sich bestimmte Aktenzeichen und öffnete sodann die DNA-Datenbank des Morddezernats, in der er schnell die gerichtsmedizinischen Untersuchungsergebnisse zu den DNA-Proben des mutmaßlichen Hotel-Mörders fand, der die Stadt vor eineinhalb Jahren in Angst und Schrecken versetzt hatte.

Obwohl Pendergast sich als autorisierter Nutzer eingeloggt hatte, waren die Daten gesperrt und durften weder verändert noch gelöscht werden.

Einen Moment lang blickte er auf den Bildschirm. Dann zog er sein Handy aus der Tasche und wählte eine Fernwählnummer in River Pointe in Ohio. Beim ersten Klingeln nahm jemand ab.

»Na«, tat die leise, atemlose Stimme kund. »Wenn das mal nicht mein Lieblings-Geheimdienstagent-Mann ist.«

»Hallo, Mime«, antwortete Pendergast.

»Wie kann ich Ihnen heute behilflich sein?«

»Ein paar Eintragungen müssen aus der Datenbank der Polizei New York entfernt werden. Unauffällig und ohne Spuren zu hinterlassen.«

»Ich freue mich immer, wenn ich den Jungs in Blau eins auswischen kann. Sagen Sie mal, hat die Sache irgendetwas mit der – wie war noch gleich der Name? – Operation Wildfire zu tun?«

Pendergast hielt inne. »Ja. Aber bitte, Mime, keine weiteren Fragen.«

»Sie können mir nicht vorwerfen, neugierig zu sein. Aber was soll's. Haben Sie die erforderlichen Aktenzeichen?«

»Geben Sie mir Bescheid, wenn Sie bereit sind.«

»Ich bin jetzt bereit.«

Langsam und deutlich, den Blick auf den Bildschirm gerichtet, Finger auf dem Touchpad des Laptops, begann Pendergast die Aktenzeichen aufzusagen.